

Wolfgang Thierse

Bibelarbeit zu Röm. 8, 16-25, Ökumenischer Kirchentag in München, 14.5.2010

*Musik: J. S. Bach, Kantate 147 – Satz 1
Herz und Mund und Tat und Leben
muss von Christo Zeugnis geben
ohne Furcht und Heuchelei,
dass er Gott und Heiland sei*

Liebe Kirchentagsgemeinde,
Liebe Besucherinnen und Besucher des 2. Ökumenischen Kirchentags,
„Damit ihr Hoffnung habt“ heißt das Motto dieses zweiten Ökumenischen Kirchentages. Hoffnung – wie steht es damit heute, auch hier bei uns in den Hallen des ÖKT? Worauf hoffe ich selbst? Worin ist meine Hoffnung begründet? Was oder wer trägt unsere Hoffnung?

Nun, Hoffnungsträger gab und gibt es immer wieder: Wieviele von ihnen habe ich in der Politik schon kommen und gehen gesehen! Menschen, die Hoffnungen weckten und denen deswegen zugejubelt wurde. In der internationalen Politik ist Barack Obama nach wie vor ein solcher Hoffnungsträger. Genau dafür hat er bereits den Friedensnobelpreis bekommen. Um so mehr muss es viele enttäuschen, wenn er nicht so direkt und so konsequent wie erhofft seine Visionen durchsetzen kann. Jetzt ist er im politischen Tagesgeschäft gefangen, er hat den einen oder anderen Misserfolg, den einen oder anderen großen Erfolg. Es wird spannend sein zu sehen, wieviele der großen Hoffnungen er noch befriedigen kann, wieviele er enttäuschen muss.

Hoffnungsträger sein – das ist ein schwieriges Geschäft. Es sind Menschen allemal, keine Heilige. Gezwungen zur politischen oder wirtschaftlichen Auseinandersetzung. Oft gewinnt der Smartere, der Jüngere, der Skrupellosere, jedenfalls nicht Cassandra. Im politischen Ringen, im Wahlkampf hat selten der Erfolg, der ehrlich Probleme benennt und die Lösungsschwierigkeiten beschreibt. Es gewinnt der, der Emotionen zu schüren und der – begründet oder nicht – Hoffnungen zu wecken vermag. (Die Enttäuschung folgt meist mehr oder minder schnell.)

Vor gar nicht allzu langer Zeit hätten jetzt einige sehr freiheitlich gesonnene PublizistInnen und Rhetoren selbstbewußt erklärt: Das haben wir doch alles längst gesagt. Politik sei zwar ein Geschäft mit Emotionen und menschlichen Sehnsüchten. Aber die Gesellschaft müsse sich besinnen auf die wahren Kräfte ihres Zusammenhaltes und ihrer Dynamik. Der Markt, der freie Wettbewerb, sei es, der die positiven Kräfte des Menschen freisetze und entfalte. Alles was ihn einschränke – Gesetze, Regelungen, Steuern, falsch verstandene Menschenfreundlichkeiten und überständige soziale Werte – müsse verschwinden. Allein dem Markt gebühre Hoffnung, er regle alles und alles zum Guten. Diese großen Worte haben viele überzeugt, noch im vergangenen Jahr galten diese Ideen und ihre Verkünder als Hoffnungsträger. Diese Hoffnungsträume sind schnell geplatzt. Inzwischen ist auch bei denen Ernüchterung eingetreten, die in Wissenschaft, Medien und Politik das Hohelied des radikalen Marktes gesungen hatten. Die neoliberale Ära ist vorüber.

Damit ihr Hoffnung habt – dafür gibt es also nicht die Politik und die Politiker, dafür gibt es die Kirche. So hat man jedenfalls bei den Kirchen lange gedacht. Und so haben es die Chefs der Kirchen und des Kirchentages wohl im Geheimen geglaubt, als sie im Oktober 2008 das Motto und die wichtigsten Themen unsres 2. Ökumenischen Kirchentages beschlossen haben. „Christliche Identität – Glaube und Kirche“ - so wurde in bester Zuversicht eines der wichtigsten Themenfelder des ÖKT benannt. Christliche Identität beruht auf Glauben, aber eben auch auf Kirche.

Aber was ist mit den Hoffnungsträgern der Kirche? Wir leben in Wochen und Monaten, in denen die Glaubwürdigkeit der Kirchen auf das Tiefste erschüttert ist. Die Umfragewerte der Kirchen sind so schlecht wie selten zuvor. Wir Christinnen und Christen sind erkennbar in der Defensive, ob wir das wollen oder nicht, ob wir das für gerechtfertigt halten oder nicht. Das Bild von Mutter Kirche ist befleckt, sie ist in einer tiefen Krise. Viele, wohl nicht nur katholische Christen sind tief beschämt über das, was jetzt an Verfehlungen und Verbrechen in kirchlichen Einrichtungen sichtbar wird. Es waren Geweihte, die in den Opfern sexueller Gewalt Jesus wieder ans Kreuz geschlagen haben – das ist das eigentlich Erschütternde! Angesichts dessen sollen wir, soll ich über Hoffnung sprechen. Das will mir geradezu wagemutig erscheinen.

Liebe Kirchengemeinde!

Wir haben als Musik zum Anfang aus einer Kantate von Johann Sebastian Bach den Satz gehört „Herz und Mund und Tat und Leben, muss von Christo Zeugnis geben, ohne Furcht und Heuchelei, dass er Gott und Heiland sei“. Dem studentischen Chor, der Solistin, den Instrumentalisten und der Dirigentin Gundi Gabrielle herzlichen Dank! Ohne Furcht und Heuchelei – das hat Bach schon damals bewusst komponiert. Es sind schwierige chromatische Reibungen in dieser Musik gerade an dieser Textstelle. Die barocken und festlichen Koloraturen gibt es auch, aber sie machen die Sache nur um so schwieriger: schön ist das schon, in der Kirche, sie kann schon Pracht entfalten. Aber die Mahnung ist deswegen noch dringlicher: Zeugnis geben, Hoffnung vermitteln durch die Kirche – ohne Furcht und eben auch ohne Heuchelei. Das meint Bach ganz ernst, auch schon damals wie heute ganz wörtlich auf die Kirche bezogen!

Damit ihr Hoffnung habt - Politik, Markt, Kirche, sie alle taugen heute nicht wirklich zur Hoffnung. So sieht es aus. Was bleibt uns dann? Hoffnung in das Gute im Menschen? Hoffnung auf ein Jenseits? Liebe Zuhörende, erlauben Sie, dass ich also zu der Hoffnungsträgerin greife, die uns bleibt – der uralten Weisung aus der Bibel. Uns ist heute ein Wort aus dem Brief des Apostel Paulus an die Römer zur Bibelarbeit aufgegeben, das von der Hoffnung spricht. Aber eben von einer Hoffnung unter Verzweiflung, unter Angst, unter Seufzen. Einer Hoffnung also, die eigentlich unmöglich ist, einer Hoffnung, die nur durch den tiefen Schmerz einer gebärenden Mutter zur Welt kommen kann. Wir hören eine Übersetzung, angelehnt an Martin Luther, die jedoch Impulse der Einheitsübersetzung aufnimmt. Zudem habe ich mich dafür entschieden, die beiden voranstehenden Verse 14 und 15 sowie die beiden folgenden Verse 26 und 27 unseres vorgegebenen Textes aus Römer 8 mit in die Überlegung aufzunehmen.

Römer 8, 14-27

14 Denn welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder.

15 Denn ihr habt nicht einen knechtischen Geist empfangen, dass ihr euch abermals fürchten müsset; sondern ihr habt einen kindlichen Geist empfangen, durch den wir rufen: Abba, Vater!

16 Der Geist selbst gibt Zeugnis unserm Geist, dass wir Gottes Kinder sind.

17 Sind wir aber Kinder, so sind wir auch Erben, nämlich Gottes Erben und Miterben Christi, wenn wir denn mit ihm leiden, damit wir auch mit zur Herrlichkeit erhoben werden.

18 Denn ich bin überzeugt, dass dieser Zeit Leiden nicht ins Gewicht fallen gegenüber der Herrlichkeit, die an uns offenbart werden soll.

19 Denn das ängstliche Harren der Kreatur wartet darauf, dass die Kinder Gottes offenbar werden.

20 Die Schöpfung ist ja unterworfen der Vergänglichkeit – ohne ihren Willen, sondern durch den, der sie unterworfen hat –, doch auf Hoffnung;

21 denn auch die Schöpfung wird frei werden von der Knechtschaft der Vergänglichkeit zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes.

22 Denn wir wissen, dass die ganze Schöpfung bis zu diesem Augenblick mit uns seufzt und in Geburtswehen liegt.

23 Nicht allein aber sie, sondern auch wir selbst, die wir den Geist als Erstlingsgabe haben, seufzen in uns selbst und sehnen uns nach der Kindschaft, der Erlösung unseres Leibes.

24 Denn wir sind zwar gerettet, doch auf Hoffnung. Die Hoffnung aber, die man sieht, ist nicht Hoffnung; denn wie kann man auf das hoffen, was man sieht?

25 Wenn wir aber auf das hoffen, was wir nicht sehen, so warten wir darauf in Geduld.

26 Desgleichen hilft auch der Geist unsrer Schwachheit auf. Denn wir wissen nicht, was wir beten sollen, wie sich's gebührt; sondern der Geist selbst vertritt uns mit unaussprechlichem Seufzen.

27 Der aber die Herzen erforscht, der weiß, worauf der Sinn des Geistes gerichtet ist; denn er vertritt die Heiligen, wie es Gott gefällt.

Liebe Zuhörende, sie haben es vielleicht unserem Text abgespürt: da spricht kein überlegener Theologe, der auf der Höhe seiner geistigen und geistlichen Kraft sich nach Rom wendet, um dort die Spitze der Kirche zu übernehmen. Der Brief des Apostel Paulus nach Rom ist keine systematische und damit möglichst vollständige und regelgeleitete Dogmatik, die im stillen Kämmerlein entworfen wurde, um in die Schulbibeln aller Zeiten einzugehen. Paulus wollte – das wissen wir von ihm selbst und aus den weiteren spärlichen Überlieferungen – mit diesem Brief die Christen in Rom gewinnen. Er hoffte dort, Unterstützung und Rückhalt zu erfahren für seine Missionsaufgabe im Westen der damals bekannten Welt. Paulus spricht zu Christinnen und Christen, die er mit höchstem Einsatz für diese große Aufgabe zu gewinnen versucht. Die Gemeinde in Rom sieht er nicht als Gegner, er polemisiert nicht. Er muss nicht Angst haben vor Abfall und Häresie, wie es in seinen Briefen an die Gemeinde in Korinth deutlich wird. Er muss nicht mehr dem Petrus theologisch entgegentreten, wie er noch im Brief an die Galater befürchtet. Es geht ihm im Brief nach Rom um das Ganze. Es geht um das Leben eines Christen als solches, es geht um die Hoffnung des Glaubens schlechthin, die Zukunft und Ganzheit der Kirche.

Und weil es ums Ganze geht, ist Paulus so ehrlich. Er macht den Christen in Rom nichts vor, er spielt nicht den Glaubenshelden, den, der immer Hoffnung hat, der stets das rechte Lehrwort auswendig gelernt hat. Paulus steht auf dem Höhepunkt einer langen Kultur, er kennt die philosophischen Traditionen, er hat die theologischen Überlieferungen der hellenistischen Antike wie auch des Judentums durch seine rabbinische Ausbildung zur Hand. Er kennt damit auch die religiöse Sehnsucht seiner Zeit. Die Altäre der Götter stehen noch, aber ihre Sockel haben Risse – auch wenn es die Kaiser und Priester und ihre philosophische Apologeten nicht wahrhaben wollen. Die Glaubwürdigkeit des Alten ist dahin, es schenkt keine Hoffnung mehr! Paulus ringt um eine neue Hoffnung, die trägt, die jetzt zum Leben hilft. Und das geht nun einmal nicht so einfach, so glatt und kampfflos.

Der Text spricht deswegen eine sehr emotionale, ja mitreißende Sprache. Da geht es um Getriebensein und Furcht und um den Schrei von Kindern nach dem Vater. Da geht es um das Mitleiden mit Jesus Christus. Da geht es um das Leiden dieser Zeit im Ganzen – es gibt keinen idyllischen Rückzugsort mehr, keine Nische zum Überleben der Frommen. Ja – es geht um die Kreatur in ihrem Verfallensein an Vergänglichkeit, Ausbeutung, Vernichtung und Tod. Die Schöpfung selbst – mag sie noch so paradiesisch gemeint sein am Beginn – lebt in einer Realität, die alles andere als paradiesisch ist. Diese Schöpfung hat, so Paulus, einen Klang, einen anrührenden Ton: ein tiefes, unhörbares, aber umso vernehmlicheres Seufzen. Ein erschütternder Schrei wie von einer Frau in Geburtswehen: höchster Schmerz, tiefste Klage und der Ruf nach Zuwendung.

Seufzen und Klage, ängstliches Harren der Kreatur und Knechtschaft der Vergänglichkeit – in solchen dramatischen Worten beschreibt Paulus den Zustand der Welt, den Zustand der Schöpfung. Da gibt es keine Verbrämung, keine Umschreibung in der Sprache ideologischer Verschleierung. Es hilft keine philosophische oder gar religiöse Dialektik, die das Schlimme wegerklärt und verniedlicht. Hoffnung ist nicht in Sicht. In Vers 24 lässt Paulus uns ganz klar wissen: „Die Hoffnung aber, die man sieht, ist nicht Hoffnung; denn wie kann man auf das hoffen, was man sieht?“ An der Welt selbst sind nur Zeichen der Katastrophe zu erkennen, nichts anderes. Kein Hinweis leuchtet auf, dass da noch etwas anderes sein könnte, keine Taube fliegt mit einem Ölzweig im Schnabel durch die Fenster der Finsternis. Es gibt keinen, absolut keinen Grund für Triumphgeschrei. Die einzig mögliche Regung in dieser Not der Schöpfung, in dieser Not der Menschen, ist das Mitleid, das Mitleiden.

Das aber, liebe Kirchentagsgemeinde, ist etwas völlig anderes als die unter uns so beliebte Betroffenheit. Man ist ja heute über alles und jedes so betroffen, es gibt regelrecht eine Kultur der Betroffenheit. Die wird dann schnell auch zu einem politischen Hebel: wer Betroffenheit gut abbilden kann, wer Betroffenheit medial gut vermarktet, der hat einen Vorteil gegenüber anderen. Betroffenheit und Veränderungsunlust können durchaus gut zueinander passen, Betroffenheit kann höchst wirkungslos bleiben. Diese Betroffenheit aber kann hier in unserem Text nicht gemeint sein. Auch das Mitleid kann nicht gemeint sein, was wir uns gegenseitig aussprechen bei familiären Schicksalsschlägen. Dieses Mitleid verpflichtet ja nicht zu weiteren Taten oder Entscheidungen. Das bei Paulus Gemeinte geht tiefer. Paulus macht klar: es geht um ein wirkliches Mit-Leiden. Wir sind Mit-Erben Christi, aber vor allem und aktuell müssen wir mit ihm leiden. Paulus erinnert direkt und ohne Umschweife an das Schicksal des Christus zu seinen Erdentagen als Schicksal des Menschen Jesu – des leidenden Menschen Jesu. (Es ist bei Paulus ja durchaus nicht oft der Fall, dass er an den

geschichtlichen Jesus erinnert, dass er Jesus in seinem Schicksal, seinem Leben und auch seinem Tod den Adressaten seiner Briefe leibhaft vor Augen hält. Warum das so ist, ist ebenfalls nicht völlig geklärt unter wissenschaftlichen Auslegern der Bibel. Wahrscheinlich ist Jesus in seinem Schicksal den ersten Christinnen und Christen noch so präsent, dass Paulus nur kurz andeuten muss, was er meint.)

Mit-Leiden mit Jesus, dem Christus. Das ist also der tiefste Punkt unseres Bibelwortes. Das ist das Ende aller frommen Beteuerungen, man wäre doch im Glauben so stark und so gerecht. Man hätte doch stets Hoffnung, auch wenn alles so grau ist. Man wäre gefeit vor Verzweiflung, vor Angst, und vor allem vor Anfechtungen. Das Mit-Leiden mit Jesus, dem Christus führt zu einem radikalen Mit-Leiden mit den Gequälten und Ausgelieferten, wie bei einem Maximilian Kolbe, der den Todesweg seiner anbefohlenen Kinder bis zum Ende mitging. Mit-Leiden mit Jesus, das war der Weg der Mutter Teresa, die in vertraulichen Briefen, die man später fand, so gar nichts von einer überstarken Glaubensgewißheit in sich trug. Die sich quälte mit der Not der Kranken und die tiefste Verlassenheit von Gott – wie Jesus in Gethsemane – leibhaft spürte. Mit-Leiden mit Jesus, dem Christus: das ist die Lebensweise, die uns aufgetragen ist. Eine Lebensweise, die kritisch ist gegenüber frommen Beteuerungen und falschem Realitätsverlust. Eine Lebensweise, die aber auch selbstkritisch ist. Die weiß, dass sie auch selbst verfangen ist in den leidvollen, aber auch Leid generierenden Lebensbedingungen von Schöpfung und Mensch. Wie viele sind gescheitert, weil sie sich ein Leben als Heilige zugemutet haben, aber im Grund ihrer Natur eben – wie wir alle – Menschen sind und damit fehlbar und unvollkommen.

Mit-Leiden mit Jesus dem Christus ist für Paulus in dieser Konsequenz so radikal, dass von uns Menschen aus und durch uns Menschen selbst kein Weg aus dieser Not führt. Paulus vertieft vielmehr diese Not auch noch dadurch, dass er die Schöpfung (wie beschrieben) in ihrem ganzen Leid in den Blick nimmt: die Schöpfung mit all ihren Mitgeschöpfen musste aus dem Garten Eden weichen, sie ist seitdem der Vergänglichkeit unterworfen. Wie Paulus sagt: ohne ihren Willen, sondern durch den, der sie unterworfen hat. Wiederum ein dunkles Wort unseres Textes: es geht auf der einen Seite um Gott, der die Schöpfung als Schöpfer geschaffen hat. Und es geht auf der anderen Seite um den Menschen, der in dieser Schöpfung sich selbst an die Stelle Gottes gesetzt hat und nun nicht mehr Beauftragter Gottes gegenüber der Schöpfung, Mandatar und Schutzgewährender sein will. Der Mensch machte sich selbst zu Gott. Hier in Kapitel 8 kann Paulus recht abgekürzt reden, weil er bereits in Kapitel 1 des Römerbriefs diesen Sachverhalt dargelegt hat – ich zitiere in der Übersetzung und damit Erklärung des großen katholischen Bibel-Auslegers Heinrich Schlier: „Denn obwohl (die Menschen) Gott erkannten, haben sie ihm nicht Lobpreis und Dank entgegengebracht, sondern sie wurden eitel in ihren Gedanken, und ihr unverständiges Herz wurde verfinstert. Sie behaupteten, weise zu sein, und wurden Toren“. (Röm 1, 21.22).

Matin Luther war einer der ersten, der im Angesicht der sich entwickelnden Moderne den Menschen selbst in der Verantwortung sieht. In Vorrede und Kommentar zum Römerbrief macht Luther klar, dass die Schöpfung als solche rein und gut sei, sie aber vom Menschen pervertiert wird, weil der Mensch die Natur benutzt, um sich selbst das zu schaffen, was er nur von Gott erwarten durfte: Frieden, Reichtum des Lebens. Erlösung. Der Versuch, ein Paradies auf Erden zu schaffen, musste schrecklich scheitern! Luther wusste, wovon er sprach: sein Vater war Besitzer eines Bergwerks in Eisleben, wenn man so will, ein Industrieller der ersten Stunde!

Statt der Erlösung durch Technik, durch Industrie, durch Beherrschung der Natur und ihrer Kräfte – aber das Seufzen, das unendliche Leiden der Natur und der Menschen. Immer und immer wieder gilt diese Analyse des Paulus. Im Zeitalter von Industrie und Technik ist sie nicht widerlegt, im Gegenteil. Wer nur ein wenig von der Sensibilität des Paulus hat, der spürt das Leiden der Kreaturen, der Pflanzen, der Tiere, der Menschen an der industriellen Beherrschung der Natur. Es geht vielen Menschen materiell besser als zu früheren Zeiten, aber es geht inzwischen zugleich um die gesamte Erde, um unsere Welt schlechthin. Der Mensch mitsamt seiner Industrie und Technik hat nicht das Paradies auf Erden erneuert, sondern die Erde dem Untergang nahegebracht. Wir haben uns daran gewöhnt. Wir haben es in der Hand, unsere Erde unbewohnbar zu machen. Die atomare Bewaffnung reicht aus, um alles Leben auf diesem Globus zu vernichten. Wir haben uns daran gewöhnt. Schon die strahlenden Überreste der Kraftwerke mit atomarer Technik in falscher Hand reichen auf Jahrtausende aus, um alles Leben dieser Welt auszulöschen. Leider hat die Menschheit noch keine Lösung, um dieses atomare Gift zu bannen. Vielmehr möchte man auch in Deutschland die Laufzeit der Produzenten dieses Giftes verlängern. Man möchte damit die Klimakatastrophe aufhalten, weil ein Kernkraftwerk weniger schädliche Treibhausgase produziert als andere Stromerzeuger. Die eine drohende Katastrophe austreiben durch die andere! Wir haben uns gewöhnt daran, dass die Güter dieser Welt, die Ressourcen der Natur rücksichtslos ausgebeutet – und ungerecht verteilt werden. Wir hören die Schreie der Benachteiligten und Unterdrückten und überhören sie zugleich; vielleicht machen sie uns gelegentlich Angst, aber wir haben resigniert und glauben nicht mehr, dass eine radikal andere, eine bessere Welt möglich ist. Und gewöhnen wir uns gegenwärtig vielleicht gerade daran, dass Finanzkapital und Börse unsere Welt bestimmen, dass demokratische Politik bestenfalls noch Reparaturbetrieb ist für die Schäden die (angeblich) unsteuerbare Spekulationsströme anrichten?

„Damit ihr Hoffnung habt“ – klingt das nicht zynisch – illusionär angesichts solcher Realitäten? Ist das nicht falsche Beschwichtigung angesichts einer Wirklichkeit, die schon Paulus damals klar dargestellt hat, und die heute nicht weniger klar uns vor Augen steht? Aus inneren Gründen der Menschheit kann sich nichts ändern, das ist die Überzeugung des Paulus. Weder die Philosophie der Menschen hat bislang einen überzeugenden Grund dafür geliefert, dieser systemimmanenten, dieser gesellschaftsimmanenten Hoffnungslosigkeit zu entrinnen. Auch die „Hoffnungsträger“, taugen nicht als Überwinder der Not. Zuletzt hat ja auch die Kirche alles andere als Grund gegeben, ihr und ihrem Zeugnis zu vertrauen.

Also gilt es, Hoffnung wider alle Hoffnungslosigkeit zu wagen und zu gewinnen! Paulus rückt den Schrei einer gebärenden Frau in die Mitte unseres Textes. Oftmals wurde dieses innere Zentrum unseres Textes von den Übersetzern und Auslegern der Bibel in falscher Scham umgedeutet und verschwiegen. Auch Martin Luther hat an dieser Stelle nicht klar genug übersetzt, deswegen habe ich an dieser Stelle eine andere Übersetzung gewählt. „Wir wissen“, so lässt sich der Vers 22 unseres Textes übersetzen, „das die ganze Schöpfung stöhnt wie eine Frau bei der Geburt“. Ein elementares Bild: Die Schöpfung ist wie eine Frau, die schwanger ist, 9 Monate lang und die dem Geburtsgeschehen nicht entkommen kann. Seit den Tagen der Vertreibung aus dem Paradies ist das so. Schon in der Schöpfungs-Erzählung wird der Frau zugemutet: „Mit Schmerzen sollst Du gebären“. Und sie tut es immer noch, immer wieder, bis heute. Es gibt keine Erklärung dafür, die Evolution hätte doch da Erleichterung schaffen müssen. Alle Frauen und Mütter dieser Welt, die im klaren Bewusstsein zukünftiger Schmerzen

Schwangerschaft und Geburt auf sich nehmen, sie sind von Paulus als das erste Wunder eines Hoffnungsscheines benannt. Die schwangere und gebärende Frau – immer wieder neu das unerklärliche Wunder eines Neuanfangs. Für jeden Menschen neu, für jeden Menschen persönlich ein Anbeginn unverdienter Zuwendung und Liebe. Gebärende Frauen trotz und in allem Schmerz das erste Zeichen einer verwegenen Hoffnung, einer tätigen, nicht verzweifelnden Mitschöpfung des Neuen, das werden soll!

Hier, liebe Zuhörerinnen und Zuhörer, liegt der innere Grund, warum gerade meine katholische Kirche die Mutter Jesu, die Frau Maria so in den Mittelpunkt der Andacht und der Verehrung gestellt hat. Maria, die einwilligte, Mutter zu werden, die Schwangerschaft und Geburt auf sich nahm, und die darin Hoffnungszeichen, stellvertretende Hoffnungsträgerin des Neuen wurde. Stellvertretend für alle Frauen, stellvertretend für das Neue, was darin in die Welt kommt. Stellvertretend für die Neuschöpfung, die unter uns immer schon beginnen möchte, und der wir uns nur helfend und dienend an die Seite stellen können.

Liebe Kirchentagsgemeinde!

Wir hören als Musik zum Nachdenken und Meditieren wieder aus dieser begonnenen Kantate von Bach. Die Kantate ist geschrieben auf den damals auch bei den Leipziger Protestanten gefeierten Festtag Mariae Heimsuchung. Der Text der folgenden Arie ist Maria, der Mutter Jesu in den Mund gelegt. Maria ist die erste Bekennerin, die erste Hoffnungsträgerin der Kirche. Mit um so größerem Ernst hat Bach – wiederum sehr bewusst mahnende und aufrüttelnde Worte an die Kirche dazugeschrieben. Wer nicht anerkennen will, dass Jesus der Heiland ist, der die Not der Menschen und der Natur heilen will, wer in der Kirche sich selbst als Heiler und Retter aufspielt, der verleugnet Jesus. Und der wird schwere Konsequenzen zu tragen haben!

Musik – J. S. Bach, Kantate 147 – Satz 3

*Schäme dich, o Seele nicht, deinen Heiland zu bekennen
soll Er dich die Deine nennen
vor des Vaters Angesicht:
doch wer ihn auf dieser Erden
zu verleugnen sich nicht scheut,
soll von Ihm verleugnet werden,
wenn er kommt zur Herrlichkeit*

Liebe Zuhörer und Zuhörerinnen!

Die Musik Bachs will aufrütteln, in dem sie heilende Kräfte anbietet und im Hörer und freisetzt. Das ist das tiefe Geheimnis dieses einzigartigen Komponisten und Theologen Bach. Die neue Schöpfung – bereits in der Musik verborgen!

So will auch in unserem Bibeltext die Neuschöpfung nun zu Wort kommen, in einem Wort, wie es schlichter nicht sein kann. Einem Wort, das der Geist Gottes selbst eingibt und treibt. Paulus führt uns vorsichtig zu dieser ersten Ahnung in den beiden ersten und den beiden letzten Versen, die ich zum Kirchentagstext hinzunahm: Wir haben nicht einen knechtischen, sondern einen kindlichen Geist empfangen, durch den wir rufen: Abba! Paulus ergänzt dieses Abba mit „Vater“, Luther setzt hinzu: „Abba, lieber Vater“. Ein Gebetsruf aus dem frühchristlichen Gottesdienst, in dem Gott selbst, seine schöpferische, mütterliche, väterliche Kraft über die Menschen und ihre Welt herabgerufen wurde. Abba, das ist die liebevolle, vertrauende Anrede Jesu gegenüber

seinem Vater. In der Sprache Jesu, dem Aramäischen, das Wort für die elterliche Zuwendung schlechthin, für Vater und eben auch Mutter, für Mutter und eben auch Vater. Abba, so dürfen auch wir Gott ansprechen, seit Jesus selbst uns so beten lehrte: Abba, Vater Unser! Das ist keine Respektlosigkeit, keine Anmaßung. Das ist das Urvertrauen eines Kindes gegenüber Mutter und Vater. Das ist der Ruf des Geistes, der unserem Geist Zeugnis gibt. Das ist das unaussprechliche Seufzen, das nun wiederum der Geist selbst vor Gott bringt. Hier ist alle Not, alles Leiden an der Natur, wie sie jetzt ist, alles Leiden von uns Menschen und an uns Menschen, wie es seit Adams Tagen und besonders jetzt so ist, eingeschlossen und eingehüllt. Die Not ist damit nicht unreal geworden, aber es ist das Zugeständnis gemacht: als Mensch kann und muss ich nicht erzwingen, mich gegen die Realität der Not alleine zu stellen. Ich muss und kann nicht erkämpfen, was nicht an Hoffnung da ist. Ich selbst muss nicht mir und allen anderen etwas vormachen, nicht mir und anderen einen vergeblichen Hoffnungsträger vorspielen.

Nein, liebe Schwestern und Brüder, Gott selbst treibt uns, er entlockt selbst uns diesen Ruf Abba – Mutter, Vater! Er selbst in seinem Geist vertritt uns mit unaussprechlichem Seufzen. Wo alle Religion, alle Reflexion an ihr Ende kommt, da wirkt der Geist Gottes. Wo alle Not und alle Realität unmissverständlich ihr Recht verlangt – da darf die neue Kreatürlichkeit, die neue Kreation beginnen. Abba, Mutter, Vater, das ist das unaussprechliche Beten, das unser Stammeln von vermeintlichen Hoffnungen aufhebt und endlich zum Ziel bringt. Wir wissen manchmal ja nicht einmal, wie wir und um was wir zuerst beten sollen, so unentwirrbar sind die ängstigenden Komplexitäten unserer Realität. Dennoch spüren wir dieses unaussprechliche, unverdiente Geschenk jenes kreatürlichen Rufes in uns immer wieder deutlich. Im Gottesdienst kann das geschehen, in Zeiten der bewussten Stille, aber auch und gerade in Momenten der existentiellen Not, dann, wenn alles zu Ende scheint. Abba, Mutter, lieber Vater – ist das vielleicht die Entäußerung des Geistes, von der Hegel etwas ahnte? Und von der Karl Marx sprach mit den berühmten Sätzen: „Die Religion ist der Seufzer der bedrängten Kreatur, das Gemüt einer herzlosen Welt, wie sie der Geist geistloser Zustände ist. Sie ist das Opium des Volkes.“ (Mit welchen religionsfeindlichen, kirchenfeindlichen Konsequenzen ist dieser letzte Satz umgedeutet worden in „Religion ist Opium für das Volk.“)

Aber, nicht um Betäubung, nicht um Entlastung, nicht um Flucht vor der Realität geht es Paulus, eben nicht!

Dieses neue kreatürliche und kreative Urvertrauen ist nicht ein Appell an den lieben Gott, es schon für uns immer gut und richtig zu machen, weil wir ja jetzt hoffen und glauben. Es geht – um in der Sprache der Theologen zu reden – nicht um einen charismatischen Chiasmus. Der kreatürliche, kreative Ruf nach dem Abba des Geistes ist das seufzende Eingeständnis, dass wir immer und immer wieder zu diesem Ruf finden müssen. Es gibt in dieser Welt noch keine Erlösung aus der Vergänglichkeit, es gibt jetzt noch keine endgültige Überwindung der kreatürlichen Not. Es gibt keinen fassbaren Grund zur Hoffnung- außer der Erinnerung und dem Einstimmen und sich Einverleiben lassen in das Erbe Christi, das aber eben immer und immer wieder das Mit – Leiden mit Jesus, dem Christus einschließt. Also eben nicht vor bitterer Realität zu fliehen, sondern sich ihr zu stellen!

Es gilt dieses Mit-Leiden einzuüben, aus diesem Mit- Leiden eine neue und damit kreatürliche Haltung der Empathie und der Zuwendung zu finden gegenüber den

Menschen, die uns anempfohlen sind. Empathie aber eben auch gegenüber der Schöpfung, die durch uns Menschen in solche Not der Zerstörung und des Leides gerät. Solche Empathie kann und muss durchaus radikal sein, sie wird sich nicht begnügen mit oberflächlichen Korrekturen. Ich nenne nur einige Beispiele. In der Kirche wird es nicht genügen, ein paar Millionen mehr für Therapie auszugeben – jetzt nicht mehr allein für die Täter, sondern wenigstens auch für die Opfer. Es wird nicht genügen, einige Sonderbeauftragte einzusetzen. Es muss vielmehr um grundlegende Korrekturen gehen, die eingreifen in das Bild des Priesters und des Bischofs, wie es in der Dogmatik und dem Kirchenrecht vorgegeben wurde. Die gegenwärtige Erschütterung sollte meine Kirche, die katholische, nicht zu schnell wieder beiseiteschieben. Sie hat jetzt Selbstkritik und Selbsterforschung dringend nötig. Ich wünsche mir sehr, dass sie für die Gesellschaft ein Beispiel gibt, wie man ehrlich, nachdenklich und mit Konsequenzen mit einer solchen moralischen Katastrophe umgeht. (Und ich danke Pater Klaus Mertes dafür, dass er uns den Weg dazu gezeigt hat – wie es auch Margot Käßmann, in einem unvergleichlich weniger gewichtigen Zusammenhang, getan hat.)

Bei unserem Kampf um die Menschenrechte darf es nicht genügen, den Mächtigen dieser Erde, und seien es die noch so wichtigen Wirtschaftspartner in China oder die weniger gewichtigen in Afrika, mit diplomatischen Andeutungen ein paar unruhige Minuten zu verschaffen. Es müssen die Dinge klar beim Namen genannt werden und dann muss auch Verzicht auf schöne Geschäfte möglich sein. Ich weiß, wie schwer das ist, aber es geht nicht anders!

In der Beziehung zu unserer Umwelt ist es nicht damit getan, ein neues Denken vollmundig zu verlangen und mit großer Betroffenheit z. B. von industrieller Fleischproduktion und den Verhältnissen auf modernen Schlachthöfen zu reden. Da muss schon gegen die industriellen Tierhaltung vorgegangen werden, es müssen klare Verbote und Qualitätskriterien beschlossen werden, auch wenn das Wählerstimmen kostet. Die Landwirte aber wissen im Grund ihres Herzens, dass es nicht anders geht! Und wir wissen, dass das Geld kostet! Es kostet aber auch Geld, die Atommeiler endlich völlig abzuschalten. Und es kostet Geld, den Atom Müll konsequent zu beseitigen. Aber es geht nicht anders. Und wer vorspiegelt, dass seine Betroffenheit den Tieren gilt, aber die Atommeiler ihn nicht berühren, der ist zumindest inkonsequent.

Wer angesichts der dramatischen Finanzmarktkrise vor allem damit beschäftigt ist, deren Folgen ein wenig abzumildern und nach unten umzuverteilen, der bereitet der nächsten Krise schon den Weg. Die „Märkte“ – jene mythische, unbeherrschbare Größe – stellen keine Ordnung der Gerechtigkeit der Welt her, im Gegenteil. Wir müssen uns dem Streit stellen, was dem Markt überlassen sein soll, was (wieder) zum Gegenstand der demokratischen Entscheidung der Bürger und der Völker werden soll.

Dabei, bei diesem aktiven Mit-Leiden, werden wir immer und immer wieder an die Grenzen unseres Wirkens geführt. Wer sich wirklich eindenkt, einfühlt in andere Menschen und Geschöpfe, tut das nicht aus der Sucht nach Aufmerksamkeit und Macht. Er und sie werden verletztlich, und verletzen Regeln und Ordnungen. Er und sie sind in der Gefahr, zu viel von sich zu geben, sich zu verausgaben vor der Größe der Aufgabe. Da ist es gut, immer wieder Realismus walten zu lassen, gerade die notwendige Bewegung der Empathie in Ruhe und Gelassenheit zu überdenken hin auf ihre inneren Notwendigkeiten, aber auch auf ihre stets kampfbereiten Gegner. Dabei ist Furchtlosigkeit angesagt und entscheidend. Wer im Geheimen immer noch Angst hat um

sich selbst, um seine eigene Zukunft und sein eigenes Überleben als Politiker oder Unternehmer oder Priester, der darf sich nicht alleine in die gefährliche Arbeit der Empathie begeben. Wer sich selbst nicht ganz so ernst nimmt, wer aber in sich ruhen kann, wer das Wort des Apostels auch in dieser Hinsicht ernst nimmt – ihr habt keinen knechtischen Geist, dass ihr euch abermals fürchten müsstet – der kann aufatmen und sich immer wieder befreien lassen von den Angriffen, Verleumdungen und Herabwürdigungen durch die Diktatoren über Mensch und Schöpfung.

Wirken für Mensch und Schöpfung, empathische Politik ist in keiner Weise sinnlos. Sie stimmt ein in die Not der Schöpfung, sie ist auch Einstimmen in die grundlegende Unmöglichkeit menschlicher Hoffnung. Sie ist Kritik an jedem vorgespiegelten Hoffnungsträger aus Philosophie, Politik, Kunst oder Kirche. Sie ist eine Absage an verordneten Optimismus, an den ich mich aus DDR-Zeiten widerwillig erinnere. Demut ist angesagt. Kein Triumph einer geistigen oder geistlichen Dialektik, keine Prunkfeier der Erlösung vor der Erlösung Gottes. Keine Apothose der Hoffnung vor Einlösung aller Hoffnung durch Gott.

Das bedeutet aber nun nicht, ständig mit Leichenbittermiene durch das Leben zu schleichen. Das wäre wieder so ein Kult der Betroffenheit, so eine Darstellung von religiöser Kasteiung, spiritueller Leistung um der Leistung willen. Es kann sicher wichtig sein, sich Übungen des Geistes und des Körpers anheim zu geben. Aber damit gibt es keinen Automatismus, dass das stille Rufen des Geistes, sein Gebetsruf in unaussprechlichem Seufzen in uns anklingen darf. Auch gibt es keinen festen Orte dafür. Es ist weder die heilige Stadt Rom solch ein fester Ort, der verlässlich die Stimme des Geistes erklingen lässt, nicht Santiago de Compostella, nicht die Lutherstadt Wittenberg, auch nicht das München des Ökumenischen Kirchentags. Sicherlich – es kann sein, dass auch dort und hier der Geist spricht. Es kann sein, und es wird sein, dass gerade auch hier und in den nächsten Tagen in München der Geist tief seufzt. Aber ob wir, das Kirchenvolk, und die, die in Kirchen verantwortlich mitarbeiten, dies hören wollen? Wenn schon die beiden zuständigen Bischöfe inständig gebeten haben, dass nichts Unvorhergesehenes, nichts Unschickliches und Unliebsames geschieht? Sicherlich wird keiner und keine der Verantwortlichen in der Basisbewegung mit dem Allerheiligsten Kirchenpolitik betreiben wollen. Umso mehr aber müssten dann die Amtskirchen herausgerufen sein, den Dialog zu verstärken, notwendige Reformen anzustoßen und den Weg zur Einheit wirklich und nachvollziehbar zu wollen und zu beschreiten. Die Zeit dafür ist überreif, es gibt nur ein einziges Hindernis, so habe ich mir von Fachleuten beider Seiten sagen lassen: die Frage - wenn ich das etwas polemisch sagen darf - ob der Heilige Geist nicht auch an anderen Orten wehen kann als in Rom.

Liebe Schwestern und Brüder!

Der Geist treibt unseren Geist, dass wir rufen: Abba, Mutter, Vater! Das ist die ganz einfache Kernbotschaft des Paulus an die Kirchen, an die Menschen, die es ernst meinen mit Gott. Nicht mehr, aber auch nicht weniger als dies gilt es zu lernen und einzuüben. Mit kindlichem Gemüt sicherlich, mit einer Freude am Einfachen, am Elementaren. Mit einer Rückwendung zum Kreatürlichen, wie es schöpfungsgemäßer nicht geht. Wie mit einem Rosenkranz aus einer, zwei, drei oder höchstens vier Perlen: Abba, Mutter, Vater, lieber Vater. Verbunden mit Einatmen und Ausatmen, wie es die Nonnen und Mönche der ältesten Kirche übten. Exerzitien der Natur, des Lebens, des Schweigens und Hörens. Gestehen Sie es mir zu, liebe Kirchentagsgemeinde, dass ich so elementar schließe:

Damit ihr Hoffnung habt – es bleiben zuletzt für die Welt, für die Politik, und gerade für die Kirche – anstelle einer Selbstermunterung zu einem flachen Optimismus – es bleiben nur diese ganz, ganz stillen Worte: Abba, Mutter, lieber Vater. Unser Vater, Vater Jesu!

Musik: J.S. Bach, Kanate 147, Satz 10:

*Jesus beliebt meine Freude,
meines Herzens Trost und Saft,
Jesus wehret allem Leide,
er ist meines Lebens Kraft,
meiner Augen Lust und Sonne,
meiner Seele Schatz und Wonne,
darum lass ich jesum nicht,
aus dem Herzen und Gesicht.*